



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine neue Jesuitenmission am Sambesi.

Da mir selbst nichts ferner lag, als hier umzukehren, ohne Bululand auch nur gesehen zu haben, so spielte nun auch George den Tapferen und trabte entschlossen mit.
(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Jesuitenmission am Sambesi.

Aus Katondue am Sambesi kommt die Kunde, daß die aus der portugiesischen Kolonie vertriebenen Jesuiten auf englischem Boden eine neue Mission in Angriff genommen haben.

„Wir haben“, schreibt der Koblenzer Jesuitenmissionar P. Moskopp unter dem 15. Juli 1912, „die Mission Miruru den Stehler Patres übergeben, nur sind einige alte Jesuitenmissionäre zurückgeblieben, um die neuen einzuführen. Unterdessen begannen wir im englischen Rhodesia eine neue Mission. Gott sei Dank, daß es so gekommen ist. Auf diese Weise geht die alte Sambesimission nicht zu Grunde, und zu gleicher Zeit kann der heilige Glaube in einem Gebiete eingeführt werden, wohin ohne unsere Vertreibung wohl lange kein Missionar gekommen wäre.“

Zuerst galt es, einen geeigneten Platz für die Neugründung zu finden. An und für sich ist es in Rhodesia leicht, Land anzukaufen, aber es fällt schwer, ein Grundstück zu finden, das sich zum Ackerbau eignet und genügend bewässert werden kann. Wir hatten das Glück, einen herrlichen Ort zu entdecken. Ein christlicher Neger von Miruru sagte uns, er wußte nahe am Ruangwafuße einen Platz mit viel Wasser. Wir ließen uns hinführen und trafen wirklich mitten im Walde versteckt einen kleinen Hügel, an dessen Fuß mehrere Quellen entspringen, die sich zum Katonduebach vereinigen. Der Katondue ist eigentlich kein Bach, sondern vielmehr ein zirka 400 Meter langes Sammelbecken von Quellwassern, das wie ein breiter Festungsgraben die ganze Westseite des Hügels umgibt. Obwohl wir in der trockensten Jahreszeit, im November, an den Ort kamen, fanden wir doch sehr viel Wasser im Bach! Wir konnten uns kaum durcharbeiten durch den üppigen Urwald und das hohe Gras und Schilf an seinen Ufern.

Da wir zwei Patres und nur ein Bruder hier sind, so besteht auch das Tagewerk der Patres fast ganz in Handarbeiten. Wir können uns nur wenig mit eigentlicher Missionstätigkeit abgeben. Es gilt ja auch in der Mission der Spruch: Zuerst essen, dann studieren. Darum kann ich auch nicht viel vom Taufen, Katechisieren usw. berichten, obwohl wir auch nach dieser Seite hin nicht ganz untätig sind.

Unsere Hauptaufgabe in diesen ersten Jahren wird also die materielle Arbeit sein. Darum will ich heute nur von unsern Beschäftigungen in Wald und Feld berichten. Es wird vielleicht manche interessieren, zu hören, wie in Afrika eine Mission gegründet wird.

Zuerst mußte mit Buschmesser, Axt und Feuer ein Stück Wald auf dem Hügel am Katonduebach gerichtet werden, wo wir unsere Wohnung bauen wollten. Diese Stelle liegt sehr gesund und man kann von ihr aus die ganze Ebene übersehen. Wir hatten zwar keine großartigen Bauten im Plane, sondern wollten nur eine Hütte aus Holz und Lehm errichten; dennoch hatten 30 Arbeiter zwei Monate lang zu arbeiten, bis der Palast fertig war. Wegen der weißen Ameisen konnten wir nur das Eisenholz verwenden. Um die vielen hundert Stämme für das Haus und die Holzpalisade zusammenzubringen, mußten die Neger lange im Wald herumsuchen.

Zu gleicher Zeit, als am Hause gearbeitet wurde, mußten andere Neger den Sumpf und Wald am Fuße des Hügels urbar machen. Dicke Bäume wurden gefällt und ihre weitverzweigten Wurzeln ausgegraben, das dichte Dornestrüpp ausgehauen, das Schilf und das hohe Gras niedergemäht und das Wurzelwerk beseitigt. Als alles gut trocken war, zündeten wir die Haufen an. Um das Schilf niederzuhaulen, bedurfte es eines wahren Heroismus. Es wächst nämlich zwischen dem Schilf eine Bohnenart, welche die Buren Büffelbohne, die Neger aber sehr zutreffend chiriri, d. h. was schreien macht, nennen. Wehe dem, welcher dieser Bohne bei Wind nahe kommt oder an ihrer Ranke zieht! Sofort ist die Luft mit unzähligen unsichtbaren Härcchen erfüllt, welche in die Haut eindringen und ein solches Brennen verursachen, daß die Brennsehnen einfach Kinderspiel dagegen sind. Und in dieses höllische Gewächs mußten wir mit dem Buschmesser hineinhauen. Aus dem feuchten Boden stieg ein solch faulender Dunst empor, daß wir uns wunderten, daß wir davon nicht krank wurden.

Jetzt hat sich das Gesicht der Gegend schon gewaltig verändert. Wo früher im dunkeln Gebüsch die Wildschweine wühlten, stehen jetzt junge Orangenbäumchen und Bananen in Reih und Glied und Ananaspflanzen begrenzen die Gartenzweige. Den Katonduebach entlang liegen wie die hohen Mirurubäume und die schlanken Palmen stehen, um unter ihrem Schatten Kohl, rote Möhren, Salat usw. zu ziehen. Im ehemaligen Sumpfe, diesem Schlangenneste, sind Gräben gezogen, um das Wasser zu verteilen, und dieses Jahr schon zog der Pflug seine Furchen in dem hundert Jahre alten Humusboden.

Die Europäer, die uns besuchen, fragen uns stets, wie es möglich war, daß ein so guter Wasserplatz so lange verborgen blieb und wir denselben entdeckten. Da braucht man bloß zum Himmel hinaufzuzeigen, wo ein liebender Vater wohnt, der für seine Kinder sorgt und sie nicht verläßt.

Zu einer guten Missionsstation in Afrika gehört auch ein guter Viehstand sowohl wegen des Fleisches und der Milch, als auch wegen der Arbeiten im Feld. Wir begannen mit einigen Ziegen und Schafen, die Hühner kauften wir von den Negern. Doch das bei weitem nützlichste und notwendigste Haustier ist das Kind. Wenn man das Baumaterial, Brennholz, Steine usw. auf dem Rücken der Neger herbeischleppen wollte, käme die Arbeit teuer zu stehen, da ist ein Zoch Zugochsen Goldes wert. Von einem Farmer kauften wir vier Ochsen, für 120 Mark jeden, eine Kuh mit Kalb für 100 Mark und einen Stier für 60 Mark. Die Ochsen waren noch wild und mußten zum Fahren angewöhnt werden. Bei dieser Gelegenheit geriet Br. Rodenbührer fast unter die Räder, und nur der heilige Schutzhengel rettete ihn vom Tode. Sechs junge Schweine europäischer Rasse erhielten wir von einem Engländer. So ist der Grundstock für einen guten Viehstand gelegt.

Früher befanden sich am Katonduebach mehrere Negerdörfer, heute ist kein einziges mehr hier zu finden. Die Schwarzen mußten den Platz aufgeben, obwohl er so fruchtbar ist, weil sie kaum ihre Hütten verlassen konnten, ohne einem Löwen zu begegnen. Ihre Dörfer befinden sich jetzt $\frac{3}{4}$ Stunden entfernt am Ufer des Ruangwa. Sie werden sich darum verwundern, wie wir uns hier niederlassen konnten, da doch keine Neger hier wohnen. Gerade der Umstand, daß wir auf unserem Grundstück niemand antrafen, wird von großem Vorteil für die Mission sein; denn jetzt hängt es von uns ab, wer

seine Hütte bei uns bauen will, und so können wir rein christliche Dörfer anziedeln. Daß die Leute nicht fehlen werden, dafür bürgt die Fruchtbarkeit des Platzes.

Kein Wunder, daß der Katondue von den Raubtieren gerne besucht wird. Es finden sich wenig Wasserplätze, und da, wo Wasser zu finden ist, kommen auch die Gazellen, Antilopen, Zebras, Affen usw. Da fehlen dann auch nicht die Freunde dieses Wildfleisches. Wir müssen jetzt den Kampf gegen dieses Raubgesindel führen und mit Pulver, Gift und Fallen ihre Zahl zu verringern. Manches Raubtier hat bis jetzt schon sein Fell lassen müssen. Während des Monats Mai bis Mitte Juni wurden wir von einer Bande Löwen, vier bis fünf Stück, buchstäblich belagert. Die Löwen schliefen tagsüber dicht neben dem Zelt, etwa 200 Meter von der

siebzehn unser Ochsenkapitän, um die Raubtiere zu verjagen. Gib acht! Sie kommen jetzt zu uns. Schnell die Hähne gespannt und in das Gebüsch hinausgeschäfft. In der Richtung des Brüllens wird dann geschossen. Für gewöhnlich fürchtet sich der Löwe nicht vor dem dünnen Ton der gewöhnlichen Büchsen; wenn aber so ein alter Vorderlader, ordentlich mit Pulver geladen, losgeht und wie eine Kanone kracht, da ziehen sich die Löwen etwas zurück.

Vor Sonnenaufgang wurde ich bei der heiligen Messe manchmal durch die nahe Donnerstimme der Löwen aus dem Konzept gebracht. Wenn die Sonne über den Wald heraufzusteigen begann, legten sich unsere Belagerer im nahen Gebüsch wieder nieder; aber bevor sie einschliefen, brüllten sie noch einmal, als ob sie uns sagen wollten:



Missionschule „St. Anton“ in Neiland.

Hütte, im Gebüsch. Kaum war abends die Sonne untergegangen und Angelus geläutet, so erhoben sich diese dickeköpfigen Herren von ihrem Lager und beaunten zu brüllen. Beim ersten Tone ihrer gewaltigen Stimme verstummte alles im Walde; kein Affe war mehr zu hören, kein Vogel, und unsere Rächen verfesteten sich im Zimmer. Unsere Neger eilten schnell in ihre Hütte und verbarricadierten die Türe mit dicken Hölzern, als wäre der Feind nahe. Bessere Nachtwächter als diese Löwen konnten wir uns nicht wünschen, denn nach Sonnenuntergang wagte sich niemand mehr vor seine Hütte. Wenn dann der Mond aufging, wuchs das Löwenkonzert immer crescendo. Da brüllte einer an unserer Quelle, ein anderer antwortete im Garten, dann heulten sie zusammen, manchmal schien es, als ob sie sich um eine Beute balgten. Dicht vor unsere Fenster kamen sie sogar und hielten dort ihre Serenade ab. Da brauchten wir nicht um Stoff für die Abendunterhaltung verlegen zu sein. Bis tief in die Nacht hinein gingen wir im Hof herum, die Flinten in der Hand. Jetzt gehen die Löwen zum Ochsenstall; wie die Tiere geängstigt hin und her rennen! Zum Glück ist er gut mit Dornen umgeben. Bum, bum, da

„Hütet euch, in diese Nähe zu kommen!“ Wir trieben dann auch unser Vieh in der entgegengesetzten Richtung zur Weide.

Tagsüber blieb es für gewöhnlich still, obwohl hier und da ein Kärrnen vernommen werden konnte. Einmal ging am hellen Mittag ein Löwe vor unserer Haustür vorbei. So wurde Tag für Tag den ganzen Mai und die Hälfte des Juni hindurch das Löwentheater aufgeführt, so daß wir uns schon an sie gewöhnt haben. Bis jetzt haben sie auch noch keinen Schaden angerichtet. Von den Ziegen sind zwar schon viele auf der Weide verschwunden, aber diese Räubereien sind in das Schulbuch der Leoparden zu schreiben. Seit einigen Wochen haben wir Ruhe, wenigstens hören wir nichts mehr von Löwengebrüll mehr, obwohl die Bestien, den Spuren nach zu urteilen, in der Nähe sich herumtreiben müssen.

Vom Blitz getroffen.

Mariazell. Am 8. Jan. I. J. kam gegen 5 Uhr abends ein schweres Gewitter zum Ausbruch. Gewitter stehen die-